

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Was gestern sicher schien, hat plötzlich alle Gültigkeit verloren. Die Vergangenheit ist weggebrochen, die Zukunft ein schwarzes Loch. Ungewissheit, Angst und wirtschaftliche Not bestimmen das Leben: Wie überall in Deutschland geht es auch bei der Altenaer Familie Wolf im Winter 1946 karg zu. Zum Abendessen gibt es Brot mit Margarine und Rübenkraut, und im Esszimmer der Fabrikantenvilla ist es so kalt, dass alle in Wollsachen und Schal am Tisch sitzen. Wenigstens brennt eine Kerze auf dem Adventskranz und verbreitet ihren anheimelnden Schein. Während sich Eduard Wolf um den Betrieb in seiner Drahtfabrik sorgt, machen sich die Töchter Ulla und Gundel jeden Tag bei der Flüchtlingshilfe nützlich. Aber nun freuen sie sich auf das »Tanzvergnügen«, das auf Plakaten im Ort angekündigt ist – Eintritt für Damen frei, Herren werden um Sachspenden gebeten. Die Idee stammt von Tommy Weidner. Er, der Außenseiter, der in einem ausrangierten Eisenbahnwaggon haust, will sich nicht unterkriegen lassen und hofft auf viel Andrang im – ungeheizten – Ballsaal am Lennestein. Als er dort Ulla begegnet, ist er hingerissen von ihr. Auch Ulla fühlt sich zu ihm hingezogen, obwohl sie wie alle Tommys Spitznamen kennt – »Prince Charming«.

»Winter der Hoffnung« ist ein Buch von Liebe und Aufbruch in dunkler Zeit. Ein Zeugnis der Kraft, die Menschen angesichts von Leid und Entbehrung aus der Lust am Leben selbst schöpfen können. Und aus der Zuversicht, auch kleine Chancen zu nutzen, um ein bisschen Glück zu erleben. Und so den Weg in die Zukunft zu wagen.

Weitere Titel von Peter Prange:

»Der Traumpalast. Im Bann der Bilder«, »Unsere wunderbaren Jahre«, »Eine Familie in Deutschland. Zeit zu hoffen, Zeit zu leben«, »Eine Familie in Deutschland. Am Ende die Hoffnung«, »Das Bernstein-Amulett«, »Himmelsdiebe«, »Die Rose der Welt«, »Ich, Maximilian, Kaiser der Welt«, »Die Philosophin«, »Die Principessa«, »Die Gärten der Frauen«, »Werte: Von Plato bis Pop – alles, was uns verbindet«

Die Website des Autors: www.peterprange.de

Bestsellerautor *Peter Prange* ist der große Erzähler der deutschen Geschichte. Als Autor aus Leidenschaft gelingt es ihm, die eigene Begeisterung für seine Themen auf Leser und Zuhörer zu übertragen. Seine Bücher sind Bestseller, die Gesamtauflage seiner Werke beträgt weit über drei Millionen. »Das Bernstein-Amulett« wurde erfolgreich verfilmt, der TV-Mehrteiler zu »Unsere wunderbaren Jahre« begeisterte ein Millionenpublikum. Der Autor lebt mit seiner Frau in Tübingen.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

PETER PRANGE

Winter der Hoffnung

Roman

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompenstation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Dezember 2021

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70072-1

1

In lautloser Finsternis lag Altena da, erstarrt in klinnender Kälte. Wie stets in der heiligen Zeit waren die Einkaufsstraßen der kleinen, irgendwo zwischen Sauerland und Ruhrgebiet gelegenen Stadt mit Tannengrün geschmückt, doch anders als sonst erstrahlten sie in diesem Advent des Jahres 1946 nicht in vorweihnachtlichem Lichterglanz. Für die Illumination fehlte der Strom, und viele Girlanden waren bereits geplündert – zu groß war die Versuchung, die wertvollen Zweige zu stehlen. Obwohl der Krieg schon anderthalb Jahre vorbei war, bestimmte er mehr denn je das Leben der Menschen, mehr denn je mangelte es ihnen an allem, was sie zum Leben brauchten: Nahrung, Kleidung und eine warme Wohnung. Umso sehnlicher wünschten sie nun das bevorstehende Christfest herbei, und sobald sich gnädiges Dunkel über die Schrecken der Vergangenheit und die Angst vor einer allzu ungewissen Zukunft senkten, drängten sie sich in den Gotteshäusern der Stadt, in der evangelischen Lutherkirche ebenso wie in der katholischen Pfarrkirche St. Matthäus oder den Tempeln der Calvinisten und freikirchlichen Gemeinden, um ihre Herzen und Seelen im Warten auf die Ankunft des Herrn zu wärmen, auch wenn ihre Körper in den ungeheizten Gotteshäusern kaum weniger froren als in ihren kalten Wohnungen oder auf der Straße.

Thomas Weidner aber, von jedermann Tommy genannt, hatte

Besseres zu tun, als in einer Kirche zu beten. Mit einem leeren Sack über der Schulter huschte er über das von Eis und Schnee bedeckte Bahnhofsgelände und lauschte in der Dunkelheit auf die Ankunft der »Schnurre«, der altersschwachen Kleinbahn, die, aus Lüdenscheid kommend, ihr Nahen für gewöhnlich mit einem Bimmeln ankündigte, um einmal am Tag Kohlen und Koks nach Altena zu bringen, zur Versorgung der frierenden Bevölkerung sowie der zahlreichen kleinen und großen Fabriken, die entlang der Lenne und ihrer zwei Nebenflüsse Rahmede und Nette vor allem Draht und sonstiges Metall-Halbzeug produzierten, soweit nach dem verlorenen Krieg dafür noch Nachfrage bestand. Denn Tommy brauchte dringend Brennstoff – in dem ausrangierten, auf einem toten Gleis abgestellten Eisenbahnwaggon, der ihm seit seiner Entlassung aus der britischen Gefangenschaft als Behausung diente, erwartete er an diesem Abend Damenbesuch.

Ungeduldig blickte er auf seine Pilotenuhr, die er für eine Stange Zigaretten erworben hatte. Die phosphorisierenden Zeiger standen auf zehn nach sieben. Wo zum Teufel blieb der Zug? Oder war das wieder einer der Tage, an dem die Schnurre gar nicht kam, weil es keine Kohlen gab? Auf der Stelle tretend, blies er sich in die Hände. Trotz Mütze und Schal fror er in seinem abgetragenen Wehrmachtsmantel wie ein Schneider. Kein Wunder, noch nie war es Anfang Dezember in Altena so kalt gewesen wie in diesem Jahr. Auf der Lenne trieben bereits Eisschollen, und die jahrhundertealte Burg, das Wahrzeichen der Stadt, das sich auf dem Schlossberg über dem Fluss im Mondschein erhob, wurde von den gewaltigen Schneemassen schier erdrückt.

Da – endlich näherte sich aus der Ferne ein Licht, ein lauter werdendes Schnaufen und Stampfen, und weiße Rauchwolken

stoben in die Luft. Im selben Moment lösten sich überall zwischen den Gleisen geduckte Schatten aus der Dunkelheit, Kohlendiebe wie Tommy. Doch ihre Hoffnung währte nicht lange. Nein, das war nicht die Schnurre aus Lüdenscheid, das war nur ein gewöhnlicher Personenzug. Mit kreischenden Bremsen kam er auf Gleis zwei zu stehen.

Kaum eine Handvoll Menschen verließ die Waggons und verschwand in der Unterführung, die die Gleise mit dem Bahnhofgebäude verband. Ein Fahrgast jedoch blieb im Schein der einsamen Funzel zurück, die den Bahnsteig so spärlich erhellt, dass sie die Dunkelheit noch zu vermehren schien. Allein und verloren stand er da und blickte sich um, als müsse er sich erst orientieren, bevor er seinen Weg fortsetzte: ein Mann, der aussah wie der Tod selbst. Wahrscheinlich ein Kriegsheimkehrer, der Kleidung nach aus Russland – er trug eine von diesen wattierten Jacken, die viel besser wärmten als jeder Wehrmachtsmantel und deshalb auf dem Schwarzmarkt ein Vermögen kosteten, und dazu eine Mütze aus Fell.

Aber was bei allen Heiligen war mit dem rechten Arm des Kerls los? Der war ja völlig außer Rand und Band ...

Tommy trat näher, um besser zu sehen. Doch er hatte noch keine zwei Schritt getan, da ertönte plötzlich ein scharfer, gelender Pfiff, und schwankende Laternen näherten sich.

Verflucht – Bahnpolizei!

2

Obwohl das Hausmädchen Betty bereits zweimal zum Abendessen gerufen hatte, ging Ulla noch rasch zur Tür, um nach der Post zu schauen. Als sie die Treppe heruntergekommen war, hatte sie gehört, wie Briefträger Lass die Abendpost einge-

worfen hatte. Zwei Briefe lagen im Kasten. Einer war an ihren Vater adressiert, »Eduard Wolf – Fabrikant«, und mit dem Stempel der Kommandantur versehen. Der zweite trug ihren Namen in der Anschrift. Doch als sie das Kuvert umdrehte, stand auf der Rückseite kein Absender.

 Nanu? Was hatte das denn zu bedeuten? Etwa ein heimlicher Verehrer?

 »Wo bleibst du denn, Ulla?«, mahnte Betty, die gerade den Tee aus der Küche ins Esszimmer brachte. »Dein Vater hat schon das Gebet gesprochen.«

 Als Ulla ihr folgte, saßen die anderen bereits vollständig versammelt am Tisch: am Kopf- und Fußende die Eltern Eduard und Christel Wolf – er, Anfang sechzig, mit bereits schlohweißem Haupt, sie, Mitte fünfzig, mit grau melierten Locken; links zwischen ihnen die jüngere Schwester Gundel, die ihr glattes braunes Haar zu Affenschaukeln aufgebunden hatte; und dieser gegenüber die ältere Ruth, die einzige Wolf-Tochter, die von der Mutter die dunklen Locken geerbt hatte und gerade ihrem Sohn Winfried, einem dreijährigen Jungen mit pechschwarzem, wie mit einem Lineal gescheiteltem Haar, ein Lätzchen umband.

 »Da bist du ja endlich.«

 Mit vorwurfsvoller Miene strich der Vater über sein sorgfältig gestutztes Menjou-Bärtschen und setzte zu einem Tadel an. Doch bevor er dazu kam, reichte sie ihm den Brief.

 »Post für dich, Papa. Von der Kommandantur.«

 »Das ist kein Grund, zu spät am Tisch zu erscheinen«, sagte er und öffnete den Umschlag. »Na, dann wollen wir mal sehen.«

 Während Ulla an Gundels Seite ihren Platz einnahm, ließ sie den zweiten Brief im Ärmel ihres Pullovers verschwinden. Im Haus war es so kalt, dass man sogar beim Essen warme Woll-

sachen und Schals tragen musste. Das hätte die Mutter früher niemals erlaubt, man war schließlich nicht bei den Hottentotten, und inmitten der auf Hochglanz polierten Mahagonimöbel mit der schweren Anrichte und dem von Kristall nur so funkelnden Vitrinenschrank nahm sich der Anblick der verumumten Eltern und Geschwister so grotesk aus, dass Ulla laut hätte lachen müssen, wäre das Angebot auf dem Tisch nicht so deprimierend gewesen. Fröstelnd ließ sie den Blick über das Bild des Jammers gleiten. Statt Butter, Wurst und Käse gab es als Brotsbelag auch an diesem Abend nur Margarine und Rübenkraut und dazu diesen wässrigen Hagebuttentee, den sie in normalen Zeiten nicht angerührt hätte. Aber was war in diesen Zeiten noch normal? Als wäre man bei armen Leuten, durfte auf Anweisung des Vaters in der Villa Wolf höchstens sechs Stunden am Tag geheizt werden, und eingekauft wurde nach Maßgabe der zugeteilten Lebensmittelmarken in den dafür vorgesehenen, regulären Ladengeschäften – aus Solidarität mit den vielen Menschen, die nicht genügend Geld besaßen, um sich mit ausreichend Brennstoff und besseren Lebensmitteln auf dem Schwarzmarkt zu versorgen. »Gemeinwohl vor Eigennutz!«, so lautete das unerschütterliche Prinzip. Ulla fand solche Prinzipienreiterei albern. Der Vater war immer noch ein wohlhabender Mann – was hatten die Armen davon, wenn die Familie Wolf darbte und fror wie sie? Doch immerhin gab es auf dem Tisch einen Adventskranz, auf dem sogar die erste Kerze brannte, um ihren anheimelnden Schein zu verbreiten. Darauf hatte die Mutter bestanden.

»Um Gottes willen!«, sagte plötzlich der Vater. Bleich vor Entsetzen, starzte er auf den Brief in seiner Hand. »Die Engländer wollen unsere Maschinen demonstrieren!« Wie stets, wenn er erregt war, fuhr seine Hand zu der Stelle am Hals, wo seine

Fliege saß. Doch der Binder war hinter dem dicken Schal versteckt, so dass die Geste ins Leere ging.

Die Mutter rückte mit der Hand an ihrer Frisur. »Und was bedeutet das?«

»Fragst du das im Ernst, meine Liebe?« Der Vater ließ den Brief sinken. »Ohne Maschinen können wir nicht produzieren. Wovon sollen wir dann leben? Wir und all unsere braven Arbeiter mit ihren Familien?«

Die Mutter nahm einen Schluck von ihrem Hagebuttentee. »Jetzt male mal nicht gleich den Teufel an die Wand. Das wird nur wieder eine von diesen Maßnahmen sein.«

»Was für Maßnahmen?«, fragte Gundel mit ihren unschuldigen braunen Rehaugen.

»Um uns für das zu bestrafen, was wir angerichtet haben«, antwortete Ulla.

»Fängst du schon wieder an?« Die Stimme des Vaters bebte vor unterdrückter Erregung. »Ich habe mir nicht das Geringste vorzuwerfen. Also verbitte ich mir jegliche Andeutungen dieser Art, oder ich sehe mich gezwungen ...«

»Ganz unrecht hat Ulla nicht«, unterbrach ihn die Mutter. »Immerhin haben wir diese Schreihälse gewähren lassen.«

»Aber darum kann man uns doch nicht unserer Existenzgrundlage berauben! Die Firma ist unser Leben. Das war so, das ist so, und das wird ...«

»... immer so bleiben«, ergänzte seine Frau und bedachte ihn mit einem Lächeln, das Aufmunterung und Mahnung zugleich war. »Dafür sorgt schon mein Ficus. Solange der wächst und gedeiht, kann uns nichts und niemand etwas anhaben.«

Der Vater schüttelte unwillig den Kopf. »Bei aller Liebe, Christel, dein Gummibaum interessiert die Engländer nicht die Bohne!«

So ungewohnt heftig er gesprochen hatte – die Mutter ließ sich nicht beirren. »Schau nur, wie schön die Kerze brennt.« Mit dem Kinn deutete sie auf den Adventskranz. »Also tu mir die Liebe und gib die Hoffnung nicht auf. Die Menschen werden sich schon wieder vertragen, sie müssen sich doch vertragen, anders geht es ja gar nicht ...«

Ulla hörte nur noch mit halbem Ohr zu. Ihr Brief war ein Stück weit aus dem Ärmel ihres Pullovers gerutscht und schaute unter dem Bündchen hervor. Eilig schob sie ihn wieder zurück, bevor jemand ihn sah.

»Warum gehen wir nicht endlich in den Salon, um zu musizieren?«, fragte Gundel, die keinen Streit länger als eine Minute ertragen konnte. »Heute ist doch Freitag!«

»Du hast recht«, sagte der Vater. »Musik ist Labsal für die Seele und reinigt die Gedanken.«

Er war schon im Begriff, die Tafel aufzuheben, um in den Salon hinüberzuwechseln, wo wie jeden Freitagabend die Instrumente für die Hausmusik bereitlagen, da klingelte es an der Haustür.

Verwundert schaute man sich an. Wer möchte das sein?

Im selben Moment kam Betty mit einem Mann herein, bei dessen Anblick Ulla zusammenzuckte. Ein Gesicht wie ein Totenkopf, darin zwei pechschwarze Augen, die aus tiefen Höhlen wie zwei Eierkohlen zu glühen schienen. Den anderen am Tisch erging es offenbar ähnlich. Alle starrten den Mann an wie ein Gespenst.

Während der kleine Winfried vor lauter Angst auf seinem Stuhl in sich zusammenschrumpfte, ließ Ruth plötzlich ihr Besteck fallen.

»Fritz – bist du das?«

Wortlos nickte der Fremde.

Ruth sprang von ihrem Platz auf, und während sie Anstalten machte, ihn zu umarmen, holten die Eltern tief Luft. Ulla wusste, warum, und konnte es ihnen nicht verdenken.

»Sieh nur, Winnie«, sagte Gundel. »Das ist dein Papa.«

Während Ruth den unheimlichen Ankömmling tatsächlich umarmte, hatte der kleine Winfried nur Augen für die rechte Hand des Mannes, der sein Vater sein sollte. Diese steckte in einem zerschlissenen Fäustling und bewegte sich auf dem Rücken seiner Mutter so rasend schnell hin und her, als wäre ein Dämon in sie gefahren.

3

Zurück in seinem Eisenbahnwaggon zog Tommy das Kabel, mit dem er die Oberleitung der Bahn angezapft hatte, durch die eigens zu diesem Zweck in die Wand eingelassene Klappe und verband das Ende mit dem Hauptverteiler, der alle elektrischen Geräte in seinem Zuhause mit Strom versorgte. Dann knipste er das Licht an und stellte das Radio ein.

Aus dem Lautsprecher ertönte die Stimme von Hans Albers.

*Wir ziehen auf endlosen Straßen
Durch Tage und Nächte dahin,
Von Gott und den Menschen verlassen,
Ganz ohne Ziel und Sinn ...*

Tommy wusste, in einer halben Stunde würde Barbara da sein – und nichts war vorbereitet. Aber hieß sie wirklich Barbara? Oder nicht vielleicht Bärbel? Ach nein, Bärbel war vor ein paar Wochen gewesen ... Doch ganz gleich, wie sie hieß, bei der Kälte würde sie kaum Lust verspüren, sich auszuziehen – am

Fenster blühten die Eisblumen, dass es eine Pracht war. Er verfluchte seine eigene Nachlässigkeit, er hätte zur Sicherheit ein bisschen Holz organisieren sollen, statt sich auf die Kohlen aus Lüdenscheid zu verlassen.

*Wir wandern auf endlosen Wegen,
Getrieben, verfolgt vom Geschick,
Einer trostlosen Zukunft entgegen.
Wann finden wir wieder zurück? ...*

Er ging in das angrenzende Waggonabteil, wo die Waren lagerten, mit denen er auf dem Schwarzmarkt handelte. In den Regalen stapelten sich Hemden und Pullover, Herrenanzüge und Brautkleider, Wintermäntel und Sommerjacken, gefütterte Lederfliegerhauben und Pelzkragen und dazu paarweise alle möglichen Schuhe, für Damen, Herren und Kinder, aber auch Musikinstrumente und Nähmaschinen, Volksempfänger und Weckuhren, Ofenrohre und Radiatoren. Suchend schaute er sich um. War etwas Brennbares dabei? In Frage kamen nur die Bücher, die er in der hintersten Ecke gehortet hatte, von »Mein Kampf« hatte er gleich ein paar Dutzend Exemplare, außerdem »Das Kapital« von Karl Marx in vier Bänden, die er buchstäblich für einen Apfel und ein Ei eingetauscht hatte in der Hoffnung auf den Bildungshunger der Altenauer beziehungsweise ihre Lust auf politische Veränderung. Diese Spekulation hatte sich jedoch als Irrtum erwiesen. Kein einziger Kunde hatte sich für den Schmöker interessiert.

Er nahm einen Stoß Bücher, trug sie in sein Wohn- und Schlafabteil und stopfte sie in den Ofen, die vier Bände von Marx' »Kapital« zusammen mit einem Stapel »Mein Kampf«.